



«NIMM, DENN ES HAT NOCH, KOMM»

Donnerstag, 30. März 2017 – Visakapathnam (Indien) Bavikonda

17.817785,83.390876

Langsam gleiten die Backsteine an meinem Auge vorbei. Jetzt kommt wieder die rußige Stelle, jetzt der kleine Riss und da ist erneut der weißliche Gieß, den der Mörtel aus den Tiefen des Mauerwerks ans Licht gepresst hat. Endlich rückt – einsam, grün und frech – auch wieder das kleine Pflänzchen in den Blick, das mitten in dieser Ziegelwelt einen Platz für seine Wurzeln gefunden hat. Zum 17. Mal erscheint es nun auf der Höhe meines Sternums! Oder doch schon zum 18. Mal?

Ich habe ein spirituelles Manko. Und welches Land wäre geeigneter, so einen Fehlbetrag in der geistigen Kasse auszugleichen als Indien? Allerdings bin ich in nun doch schon ein paar Monate kreuz und quer durch den Subkontinent gewandert, gerollt, geschifft und geflogen – und noch nie in Berührung mit etwas gekommen, das diesen

Saldo auch nur ansatzweise verändert hätte. Keine Erleuchtung, kein geistiges Aufwachen, kein inniger Gesang, der durch die Korridore meines Wesens hallen würde. Wahrscheinlich suche ich eine solche Erfahrung auch nicht intensiv genug. Aber irgendetwas werde ich ja wohl suchen. Oder bilde ich mir das nur ein, ist die Verknüpfung von Reise und Suche vielleicht bloß ein Klischee?

Ich bin in Indien vielen Europäern begegnet, denen es offenbar ganz anders ging, die unverkennbar etwas gefunden hatten. Ich mag mich ganz genau an den Mann in meinem Alter erinnern, der mit leuchtenden, nein strahlenden, nein explodierenden Augen aus dem großen Tempel in Kanyakumari kam – wenige Sekunden nach mir. Er wirkte ergriffen, zutiefst bewegt, erschüttert von Glück. Und ich verspürte bloß das Bedürfnis, mir Öl, Schweiß, Ruß



und fremde Leibessäfte vom Körper zu waschen und dann eine kalte Cola zu trinken.

Ich probiere mir manchmal auszumalen, wie es wohl wäre, hätte ich einen Guru, einen Lehrer in spirituellen Dingen. Wäre das ein Mensch, dem ich jedes Wort von den Lippen abnehmen könnte? Wie wäre ich dann? Wer wäre ich? Der Guru und ich. Ich und der Guru. Wie ich es auch drehe und wende, ich kann mir keinerlei Vorstellung eines solchen Verhältnisses machen.

Aber vielleicht muss es ja auch nicht gleich ein Guru sein. Vielleicht wäre ja ein Mantra schon ein ganz guter Anfang. Beim Mantra ist die Wiederholung essentiell und die hat – im Unterschied zu anderen Praktiken – den Vorteil, dass sie sich relativ einfach mechanisch herstellen lässt. Außerdem ist Indien ja sowieso das Land der Wiederholungen. Am Museumseingang wird man ja nicht einfach nach seiner Eintrittskarte gefragt, sondern wenigstens zweifach: «Ticket! Ticket!» Auch das Fotografieren ist nicht einfach verboten: «No photo! No photo! No photo, sir!» Und unterdessen stelle ich mich auch schon konsequent mit zwar verkürzter, dafür aber verdoppelter Nennung meines Namens vor – was noch niemanden auf die Idee gebracht hat, ich könnte *Samsam* heißen. Oder möglicherweise doch?

Aber auch ein Mantra erfindet man sich nicht einfach. Es wird einem zugetragen, übergeben. Und dieser Akt stellt auch schon so etwas wie eine kleine Erweckung dar – oder zumindest ist es eine Geschichte. Berühmt ist etwas die des Dichters Kabir (1440–1518), den kein Lehrer unter seine Fittiche nehmen wollte, war seine Herkunft doch nicht ganz lupenrein. Also legte sich Kabir eines Morgens trotzig auf eine der zahlreichen Treppen, die in Varansi zum Ganges hinunterführen. Als sich Swami Ramananda, einer der berühmtesten Gurus jener Tage, zum heiligen Morgenbad begeben wollte, stolperte er über den jungen Mann und dabei entwich ihm sein persönliches Mantra: «Rama, Rama» – eine doppelte Anrufung der siebten Inkarnation von Vishnu. Auch wenn diese «Übergabe» des Mantras das Ergebnis einer Schlaumeierei war, Kabir war doch versorgt und soll in der Folge sogar zu einem der Schüler von Ramananda geworden sein.

Das Mantra, das mir persönlich am besten gefällt, ist das berühmte *Om mani padme hum* der tibetischen Buddhisten. Das hat einen einfachen Grund. Vor Jahren kaufte ich, zum Scherz versteht sich, in einem Tempel im südchinesischen Guangzhou eine kleine, braune Plastikbox mit Lotusblü-



tenrelief, die auf Knopfdruck genau dieses Mantra in endlosen Repetitionen wiedergab, gesummt von dunklen Frauenstimmen, die sich (Scherz hin oder her) leicht balsamisch auf meine Seele legten – mein Vater war damals sehr krank, mein Gemüt entsprechend in Aufruhr. Lange stand die kleine Kiste dann in meinem Gewürzregal und ich habe das Mantra wohl sämtlichen Gästen vorgespielt – zum Scherz, versteht sich. Bis eines Tages die Batterie erschöpft war, die sich irgendwo in den Tiefen des Gerätes verbarg – ein Austausch war offenbar nicht vorgesehen, das Ende der Wiederholung war eingetreten.

Ein Mantra, das man in einem Tempelshop gekauft hat, ist nicht gerade eine Geschichte, die man seinem Biographen als Erstes anvertrauen würde. Noch weniger würde ich ihm erzählen, dass sich das *Om mani padme hum* für mich immer wie ein Satz angehört hat, den meine Mutter früher bei Tisch besonders oft wiederholt hat, und den ich aus Gründen des richtigen Tons hier auf Schweizerdeutsch wiedergeben muss: «Nim, denn es het no, kum» («Nimm, denn es hat noch, komm».)

Nun spielt die wörtliche Bedeutung bei einem Mantra ja bloß eine untergeordnete Rolle. *Om mani padme hum* etwa heißt irgendetwas mit Lo-

tos und Juwel (über die genaue Bedeutung streiten sich die Experten). Entscheidender sind der Klang und damit verknüpft die Kraft, die spirituelle Tiefe des Mantras.

Man muss sich schon sehr anstrengen, will man die wörtliche Bedeutung von «Nim, denn es het no, kum» spirituell transzendieren. Allenfalls könnte man den Satz als ein Mantra für den Kapitalismus unserer Tage durchgehen lassen. Doch gerade einen solchen Spruch möchte ich eigentlich ganz und gar nicht nachbeten. Trotzdem ist es eine Tatsache, dass mir dieses Mantra zugefallen ist. Kann ich es da wirklich einfach ignorieren?

Die Ruinen des buddhistischen Klosters von Bavikonda liegen auf einem Hügel über dem Strand von Rushikonda, nördlich von Visakhatnam. Die Anlage wurde ab dem 3. Jahrhundert vor Christus etwa ein halbes Jahrtausend lang von rund 150 Mönchen bewohnt, dann verlassen und in den 1980er Jahren archäologisch ausgegraben. Bavikonda ist berühmt für ein kleines Knöchelchen, das man in einer Urne gefunden hat und von dem man glaubt, es sei ein Stück von Buddha. Die Anlage wird peinlich sauber gehalten, wirkt außerordentlich gepflegt und der Zutritt ist unentgeltlich. Dennoch bin ich der einzige Besucher



hier. Der Taxifahrer, der mich später wieder in die Stadt zurückbringen soll, putzt die Scheiben seines Suzuki Dzire. Und der Gärtner, ein klitzekleines Männchen, das nur aus Haut zu bestehen scheint, bewässert gerade eine Hecke im Eingangsbereich. Ob es wohl in der strohgedeckten Hütte lebt, die am Rande des Geländes steht?

Ich bin unbeobachtet und kann es also wieder einmal probieren. Ein Stupa ist ja im Grunde nichts anderes als eine Architektur, die den Akt der Wiederholung strukturiert. Ich wähle den größten Stupa und beginne langsam, mich im Uhrzeigersinn darum herum zu bewegen. Erst sage ich «Om mani padme hum» vor mich hin. Doch es kommt mir seltsam künstlich vor, eine Formel zu murmeln, die ich eigentlich nicht verstehe. Also gehe ich nach der dritten Runde zu meinem eigenen Mantra über: «Nim, denn es het no, kum; nim, denn es het no, kum». 36 Mal umkreise ich den Stupa, denn mein Mantra besteht aus sechs Silben und die Wiederholung, sie will in Wiederholungen eingebettet sein.

Beim Gehen verliere ich vorübergehend die Orientierung. Wo liegt nochmal der Golf von Bengalen? Wo die Stadt? Und in welcher Unschärfe wartet mein Taxi? Ich weiß nach ein paar Runden

nicht mehr, was ich fokussieren soll. Und mein linkes Auge beginnt leicht zu zucken. Ich spüre den Wind, der mir auf einer Seite des Stupas wärmer vorkommt als auf der anderen. Ich nehme wahr, dass sich das Pfeifen der Vögel während meiner Rundgänge verändert – und dann doch auch wiederholt. Als Trance würde ich meinen Zustand nicht bezeichnen, allenfalls könnte man von einer leichten Verwirrung sprechen. Nachher ist mir ein bisschen schwindlig. Vor allem aber habe ich einen monströsen Hunger und mein Magen knurrt so gehässig, dass jede deutsche Dogge die Flucht ergreifen würde.

Als eine spirituelle Erfahrung will ich das keinesfalls bezeichnen. Und jeder, der sich mit solchen Dingen auskennt, würde mir sicher erklären, dass ich wenigstens 6 x 36 x 36 Runden drehen müsste – nur schon als Vorbereitung. Dennoch haben die paar Umkreisungen etwas bewirkt. Am ehesten kann ich es – sicher unpassend wiederum – mit dem Effekt vergleichen, den eine Flasche Rotwein auf mich haben kann: eine sanfte Geste an meinem sonst eher sportlichen Gemüt.